evangel | magazin für missionarische pastoral 1| 2026

Ist Ostdeutschland (wirklich) anders?

Persönliche Erkundungen 36 Jahre nach der Wiedervereinigung

Gesellschaftlicher Hintergrund dieses Beitrags sind neben dem alljährlichen „Tag der deutschen Einheit“ die politischen Orientierungen in Ostdeutschland, die zuletzt in drei Landtagswahlen ihren Niederschlag fanden. Der Text entstand in Kombination mit zwei weiteren Texten über Kirche in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft und die ostdeutsche Diaspora als pastorales Laboratorium, die beide in feinschwarz veröffentlicht wurden.



Dr. Hubertus Schönemann ist Theologe und leitet seit 2010 die Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP) der Deutschen Bischofskonferenz in Erfurt.

Die Versuchung der Schubladen

Wenn man über Ostdeutschland schreiben soll, gerät man in die Gefahr, zwischen der Skylla der Verfestigung von Ost-West-Gegensätzen (am prominentesten sind der „Besser-Wessi“ und der „Jammer-Ossi“) und der Charybdis der Naivität, dass es gar keinen Unterschied mehr gäbe und „man das nach 36 Jahren doch mal ruhen lassen solle“, zu zerschellen.

Erst recht besteht diese Ambivalenz für den Schreiberling, wenn er – wie ich – eine Sozialisation im Südwesten Deutschlands hat, und nun, nach Jahren in Norddeutschland lebend, seit 17 Jahren in Erfurt lebt und arbeitet – und das sehr gerne. Einige Zeit, nachdem ich nach Erfurt gezogen war, fragte mich eine Gemeindereferentin aus einem westdeutschen Bistum, wie ich denn im „Osten“ leben könne unter so vielen Konfessionslosen. Es klang für mich wie der Blick in einen Zoo, den man am Sonntagnachmittag besucht, um in einem Gehege seltsame und fremd anmutende (gefährliche?) Wesen zu bestaunen.

Zumeist habe ich das Gefühl, im hiesigen Gemeinwesen ein gleichberechtigter und integrierter Bestandteil – selbstverständlich unter Berücksichtigung der Ausdifferenzierung sozialer Milieus – zu sein. Ich kenne aber auch Situationen, in denen mir bedeutet wird, dass ich nicht dazugehöre, weil mir ein bestimmter „Stallgeruch“, der sich mit dem Leben in der DDR verbindet, als authentische Eigenerfahrung, Gedankenwelt und Habitus nicht verfügbar ist.

Für mich ist das Verstehen der ostdeutschen Prägungen und Befindlichkeiten und der Einsatz für gegenseitiges Verständnis und Lernen zu einer Lebensaufgabe geworden. Daher kann ich heute sagen, dass mir die Zeit des geteilten Deutschlands mit zwei unterschiedlichen und konkurrierenden Gesellschafts-, Politik-, und Wirtschaftssystemen weniger bedeutsam vorkommt als die lange gemeinsame Geschichte Deutschlands vor und nach der DDR mit vielen kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Verknüpfungen. Dennoch bleibt der Osten für viele im Westen immer noch fremd und unverständlich, und umgekehrt gilt dies auch.

Ich habe den Eindruck, dass Ostdeutsche sattsam genug davon haben, in die Kategorien und Perspektiven des „großen Bruders“ aus dem Westen eingeordnet zu werden. Dazu gehört auch, dass der Osten immer wieder regelmäßig im Oktober unter dem Label „Jahrestag der deutschen Wiedervereinigung“ zum Thema wird. Seltsamerweise werden dann in den Medien immer nur Dokus und Spielfilme gezeigt, die die DDR thematisieren. Die Aufmerksamkeit für Statistiken richtet sich immer nur auf die „neuen Länder“. Dann zumeist durch westdeutsche Journalist:innen, die „den Osten“ oft genug allein unter dem Aspekt beurteilen, inwieweit er sich in den Jahren der Einheit dem sog. „Westen“ angenähert hat. Die derzeitige politische Situation mit drei Landtagswahlen, bei denen die Umfrage- und die Wahlergebnisse deutlich zeigen, dass im Osten mehrheitlich andere Erwartungen an Politik und Demokratie gestellt werden, tut ein Übriges, um manches Fremdheitsgefühl aktuell zu verstärken.

Die Gefahr ist groß, dass alles, was man sagt und schreibt, als perspektivisch abgetan wird. Ganz ohne Perspektive geht es wohl nicht, jede:r muss sich ihrer aber bewusst werden. Auch Menschen im Osten Deutschlands haben ihre Perspektiven auf den sogenannten „Westen“. Die Blickwinkel auf den jeweils anderen gilt es einerseits ernst zu nehmen, durch Erfahrungen und Erzählungen müssen sie jedoch zurechtgerückt werden und können sich dadurch verändern. Es geht um ein ehrliches und unvoreingenommenes Interesse, um Einfühlungsvermögen und Sentiment für die Biografie, die Ansichten und Einsichten der jeweils anderen. Es geht darum, möglichst viele unterschiedliche „Erzählungen“, Standpunkte und Perspektiven aufzunehmen, um miteinander und aneinander zu lernen und nicht vorschnell der Einordnung in ein vereinfachendes und festlegendes Ost-West-Stereotyp zu verfallen.

Mit dem Osten Deutschlands und seiner Bevölkerung ist es nämlich in vielerlei Hinsicht nicht anders als in anderen Gebieten Deutschlands im Süden, Norden und Westen, in denen Regionalität für das Selbstverständnis entscheidender ist als der Ost-West-Gegensatz. Ein

Bayer mag womöglich mit einem Hamburger nicht recht warm werden, auch wenn beide die Erfahrung der ehemaligen Bundesrepublik teilen. Die kulturellen und mentalitätsbezogenen Unterschiede zwischen Rheinländern und Westfalen sind sprichwörtlich. Für die Verflüssigung des klassischen Ost-West-Paradigmas sorgt einerseits eine seit langem durch Binnenmigration stattfindende Vermischung zwischen West und Ost und umgekehrt, v. a. durch jüngere Generationen in ganz Deutschland, die ohne die Ost-West-Schere im Kopf Ausbildung, Studium, Arbeit, Freundschaften etc. in ganz Deutschland und global gestalten.

Der Osten ist doch auch eigen – Verstehensversuche

Andererseits hat der Osten auch ein eigenes Gepräge. Bei manchen jüngeren Menschen der Nachwendegeneration entsteht, obwohl sie aufgrund ihres Geburtsjahrgangs gar keine eigene DDR-Sozialisation haben, so etwas wie ein „Ostbewusstsein“ (Schönian 2020). Es scheint, als ob bestimmte Identitäten generationenübergreifend mit Narrationen und Verhaltensweisen weitergegeben werden. Die Ostidentität der Generation Z zeigt sich jedoch als eine solche, die mit einer bestimmten Region, ihrem Dialekt, ihren kulturellen und kulinarischen Gegebenheiten verknüpft ist. Sie entsteht in Begegnungen, Erfahrungen und Geschichten und zeigt sich zumeist offen, vielfältig und auch widersprüchlich. Und sie ist hybrid, schließt andere Identitäten nicht aus. Insoweit besteht also kein Unterschied zu anderen regional gebildeten Identitäten in Deutschland.

Auf einer anderen Ebene liegt jedoch die Tatsache, dass Menschen im Osten politisch manchmal anders „ticken“. Die aktuelle politische und gesellschaftliche Lage, was die jüngeren Wahlprognosen und -ergebnisse (z. B. bei der Bundestagswahl 2025 und den Landtagswahlen in Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern 2026) angeht, hat auf der Deutschlandkarte die ehemaligen beiden deutschen Staaten deutlich zutage treten lassen. Der Osten zeigt sich weithin blau, was die Ergebnisse der Erststimmen bei der Bundestagswahl 2025 in den meisten Wahlkreisen betrifft. Für Westdeutsche sorgt dies oftmals für Irritationen, auch wenn die Alternative für Deutschland (AfD) auch in manchen – zumeist strukturschwachen – Landstrichen in Westdeutschland nicht ganz geringe Zustimmungswerte erreicht.

Verstehensversuche: Die Gesellschaft im „Osten“ hat 40 Jahre lang die Erfahrung der Diktatur der SED gemacht und dabei verschiedene Verhaltensweisen und Haltungen „eingeübt“. Der SED-Staat erfüllte eine Doppelfunktion durch paternalistische „Versorgung“ einerseits (subventionierte Güter des alltäglichen Bedarfs wie Wohnraum, Lebensmittel, Kultur etc., Sicherstellung von Vollbeschäftigung, Kinderbetreuung und Organisation des persönlichen Lebens bis hin zu Sport, Urlaub und anderen privaten Bereichen), andererseits durch Kontrolle, Überwachung und Durchdringung aller Lebensbereiche sowie politische Bevormundung („Rotlichtbestrahlung“), der man sich nur in familial-privaten und kirchlichen Nischen halbwegs entziehen konnte. Diese ambivalente Rolle eines starken (Obrigkeits-)Staats, der Fürsorge und Kontrolle gleichermaßen ausübt (Zuckerbrot und Peitsche), bietet die Folie dafür, dass der/die Bürger:in einerseits vom Staat (fast) alles erwartet. Und „Staat“ oder „Politik“, das sind „die da oben“ oder „die in Berlin“; die eigene Verantwortung und das mögliche Engagement in Zivilgesellschaft und politischer Öffentlichkeit tritt demgegenüber zurück (wenn es nicht die Organisation des kleinen privaten Rückzugsraums von Familie, Verein und Datsche ist). Andererseits ist der Bürger enttäuscht und verletzt, wenn er vom „Staat“ nicht die Zuwendung oder materielle Ausstattung erhält, die er sich von ihm erhofft. An dieser Stelle entsteht bei vielen im Osten ein Gefühl der Zurücksetzung.

Dies verstärkte sich seit 2015 durch eine empfundene Konkurrenz gegenüber Migrant:innen oder grenzüberschreitenden Verpflichtungen des Staates. Migranten erhielten angeblich „alles hinten reingeschoben“, die Deutschen gingen leer aus, so manche Äußerung. Das Geld würde absichtlich in Kriegen, Entwicklungshilfe und Klimaschutz irgendwo in der Welt verschwendet, und die Deutschen müssten den Gürtel immer enger schnallen. Weit verbreitet ist das Gefühl, zu wenig „vom Kuchen“ abzubekommen oder nicht genügend beachtet und wahrgenommen zu werden. Das Gefühl der Zurücksetzung oder die Angst vor sozialem Abstieg kann recht schnell zu einer „Opfermentalität“ werden, die dann dazu führen kann, über Wahlen einen ordentlichen Denkzettel für „die da oben“ zu verteilen. Eine gefährliche Situation, weil manches politische Alternativangebot – das noch nicht ausreichend bewiesen hat, ob es die markigen Sprüche, einfachen Antworten und geweckten Emotionen auch wirklich zu einer gemeinwohlorientierten Politik machen kann und wird – gar zu populistisch, den Opfermythos bedienend und ausnutzend daherkommt.

Bei vielen Menschen im Osten Deutschlands verblassen heutzutage die problematischen Aspekte der Diktatur. Die DDR erscheint oft verklärt und vielmehr als positiver Gegenentwurf zu aktuellen gesellschaftlichen Problemen, die von den politischen Kräften vermeintlich nicht gelöst werden. Nicht umsonst hat die AfD Erfolg mit den Slogans „Wir sind das Volk!“ oder „Der Osten steht auf!“ oder mit einer öffentlichkeitswirksamen Nostalgie-Ausfahrt auf „Schwalben“, mit denen sie in geschichtsklitternder Weise die friedliche Revolution und die „positiven Aspekte“ der DDR („Es war eigentlich alles besser, die Vollbeschäftigung, der soziale Zusammenhalt, die Miet- und Brötchenpreise; wir konnten halt nur nicht reisen.“) für sich in Anspruch nehmen will und eine Ostidentität politisch gebraucht.

Natürlich gibt es auch Menschen, die unter dem SED-Regime gelitten haben und sich um nichts in der Welt eine autoritäre Partei oder einen „starken Mann“ wieder herbeiwünschen. Diese Gruppe ist in den letzten Jahren im öffentlichen Diskurs leiser geworden.

Der Osten ist also ambivalent und nicht über einen Leisten zu scheren. Und er ist in sich uneinheitlich, man kann im Bereich der fünf „neuen“ Länder (wieder so ein Wort: Wie lange werden denn diese Länder noch „neu“ sein?) große Unterschiede feststellen, je nach Mentalität, Geschichte und ökonomisch-sozialen Gegebenheiten zwischen Ostseeküste, Erzgebirge, Oder und Altmark.

Transformationsgesellschaft

Der Osten Deutschlands ist ein Teil des gesamten wiedervereinigten Deutschlands wie andere Regionen auch. Der Osten ist aber auch irgendwie eigen. Die Jahre nach der Wiedervereinigung stellten für Ostdeutsche einen fundamentalen Umbruch dar, in dem sie sich, ihre Biografie etc. völlig neu entwerfen mussten. Neue Regelungen, die zumeist von der Bundesrepublik übernommen werden mussten (mit Ausnahme des grünen Pfeils und des Ampelmännchens), De-Industrialisierung und Arbeitsplatzverlust, Abwanderung und damit Überalterung sowie massive Veränderungen der Wirtschafts- und Wohnverhältnisse in den ersten Jahren etc. führten im „Beitrittsgebiet“ dazu, dass fast alle Menschen sich ganz neu erfinden mussten. So entstanden oft „gebrochene“ Biografien, es gab aber auch kreative Lösungen mit dem Mut und der Zuversicht, etwas Eigenes zu versuchen, die Existenz in die eigene Hand zu nehmen und Neues zu entwerfen. Die errungene Freiheit stellte sich als Herausforderung dar, die gestaltet werden muss und mitunter anstrengend ist (vgl. Kowalczuk 2026). Parallel dazu steuerte die Weltgesellschaft seit den 90er Jahren in neue geopolitische, weltwirtschaftliche und planetare krisenhafte Situationen. Heute entstehen mit negativer Demografie, Umbau der Industriestruktur, Mobilitäts- und Energiewende in Deutschland, geopolitischen und ökonomischen Neukonstellationen weltweit neue Herausforderungen. Wir können mit Fug und Recht behaupten, dass der Osten Deutschlands – nicht nur im Blick auf das deutsch-deutsche Verhältnis, sondern darüber hinaus – eine Transformationsgesellschaft ist, in der wie in einem Laboratorium Veränderungen gezeigt und neue Lösungen ausprobiert werden können. Den Menschen in Ostdeutschland ist diesbezüglich bereits einiges zugemutet worden. Daraus erklärt sich womöglich eine gewisse Veränderungsmüdigkeit. Andererseits zeigt sich hier wie in einem Brennglas ein Schatz an Anpassungsfähigkeit an veränderte Bedingungen, ein Reichtum von Prägungen, Kultur, Erfahrungen und Erzählungen, der oftmals aus westlicher Perspektive nicht ausreichend wahrgenommen wird. Oft werden die Anpassungs-, Lebens- und Arbeitsleistungen Ostdeutscher (in und nach der DDR-Zeit) nicht nur nicht ausreichend wertgeschätzt, sondern oft genug belächelt und entwertet. Mehr noch: Man begegnet ihnen oft genug mit Ignoranz und Desinteresse. Auch dies mag einer der Gründe sein, die zur Stärkung einer Identität des Ostens mit eigenen Identitätsmarkern geführt hat. Ein gewisses Fremdsein in Gesamtdeutschland wirkt identitätsstiftend.

Der Osten Deutschlands stellt einen diskursiven Raum dar, in dem seit 1989/90 bis heute gesellschaftliche Aushandlungsprozesse stattfinden. Sie betreffen Ansprüche, Beteiligungsgerechtigkeit, Verteilung von materiellen und immateriellen Gütern, Werturteile, Verständnisse von gesellschaftlicher und politischer Partizipation, speziell im Blick auf parlamentarische Demokratie und Zivilgesellschaft, mediale und sonstige gesellschaftliche Kommunikation. Insofern der Osten Transformationsgesellschaft ist, können hier exemplarisch Prozesse beobachtet und ausgewertet werden, die gesamtdeutsch, europäisch und global bedeutsam sein werden.

Literatur

Kowalczuk, Ilko-Sascha, Freiheitsschock. Eine andere Geschichte Ostdeutschlands von 1989 bis heute, München ^{8}2026.

Schönian, Valerie, Ostbewusstsein. Warum Nachwendekinder für den Osten streiten und was das für die deutsche Einheit bedeutet, München 2020.